Wenn Farben in Gerüche oder Gefühle übersetzt werden

Vom Umgang mit Behinderungen bis PTBS-Prävention: Traumatagung bot breiten Überblick

ELMSHORN (hin). Die Sensibilität für Traumata als mögliche Hintergründe von Symptomen auch bei Menschen mit Behinderungen nimmt zu. Das ist eine neue Entwicklung, die die Veranstalter der Traumafachtagung feststellten, zu der das Interdisziplinäre Traumazentrum des Wendepunkts Elmshorn e.V. und die Regio Klinik Elmshorn Mitte November zum 7. Mal in Folge einluden. Über 220 Fachkräfte aus Jugendhilfe, Kita und Schule sowie aus Therapie und Beratung kamen ins Elmshorner Dienstleistungszentrum, um sich mit Vorträgen und Workshops fortzubilden.

Dabei ging es unter anderem um die Bedeutung von Bindungsarbeit in der Traumapädagogik, da traumatisierende Erfahrungen Auswirkungen u.a. auf das Bindungserleben der Betroffenen haben. Weitere Vorträge beleuchteten die Arbeit mit traumatisierten Schülerinnen und Schülern mit Fluchterfahrungen sowie die Arbeit mit traumatisierten Menschen mit einer Behinderung.

Sascha Niemann, Leiter des Fachbereichs Traumazentrum und Beratung im Wendepunkt, weist auf Präventionsmöglichkeiten hin. Wenn man früh von einer potenziell traumatisierenden Stresssituation wisse, könne man der Entwicklung einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) – deren Symptome erst Wochen und Monate später zutage träten – durch Maßnahmen zur Selbstregulation und Stabilisierung vorbeugen. Die Behandlung von Menschen mit geistiger Behinderung berge dabei aber ganz andere Voraussetzungen. Zum einen sprachlich: So würden Flyer in einfacher Sprache abgefasst, um auch dieser Zielgruppe einen Zugang zu entsprechenden Angeboten zu ermöglichen. Aber auch im direkten Umgang seien völlig andere Kommunikationskanäle einzubeziehen.

Beispiel: In einer Einrichtung sei ein Kind in einen Sitzsack gesetzt worden und ganz stumm geworden, was zunächst als „wohlfühlen" gedeutet wurde. Doch: „Irgendwann wurde klar, dass es um Dissoziation, um Abspaltung ging, die durch bestimmte Triggerreize ausgelöst wurde. Das hat dann viel mit Beobachtung des Verhaltens zu tun, wie ein Mensch in unterschiedlichen Situationen auf seine Umwelt reagiert."

Mitunter gelte es auch, Sprache anzupassen. Er selbst habe einmal mit einem blinden Menschen mit Imaginationsübungen gearbeitet. „Da habe ich dann Farbe übersetzt mit Gerüchen oder mit einem Körpergefühl." Insgesamt gehe es viel um Aufklärung darüber, wie sich Traumata äußern, um zu erkennen, wo etwas durch Trauma entstanden ist und nicht auf eine andere Ursprungsdiagnose zurückzuführen ist.

Mehr Aufklärung und Wissen wünsche er sich insbesondere auch für Pflegekräfte in Altenheimen. Bei der Kriegsgeneration nähmen Resilienzfaktoren im Alter ab. Wenn eine Frau, die im Krieg vergewaltigt wurde, im Heim von einem Mann gewaschen werde, könne beispielsweise eine Retraumatisierung drohen, deren Symptome dann bei Unkenntnis vielleicht dem Alter zugeschoben und mit Neuroleptika behandelt würden, obwohl es sich eigentlich um eine Traumastörung handele.

Ein weiterer Appell geht an die Schulen: Es sei wichtig, dass Lehrkräfte Supervision erhalten, damit schwierige Verhaltensstörungen, die in manchen Fällen auch auf Traumata zurückzuführen seien, entsprechend eingeordnet werden könnten – und nicht beispielsweise als ADHS o.ä. fehlinterpretiert werden.